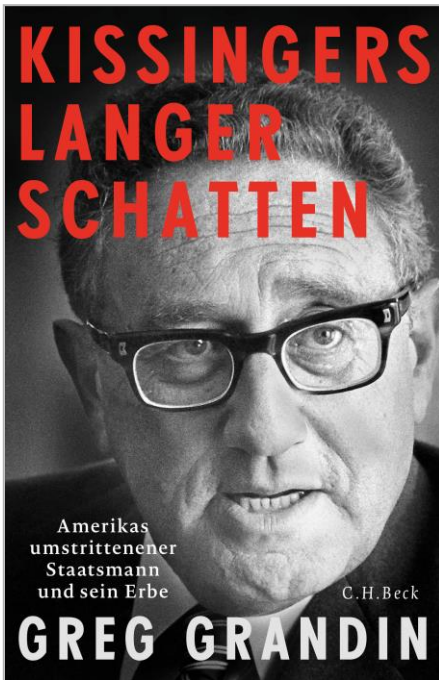


Unverkäufliche Leseprobe



Greg Grandin

Kissingers langer Schatten

Amerikas umstrittenster Staatsmann und
sein Erbe

296 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68857-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/15999327>

Inhalt

VORBEMERKUNG	Wer das Monster nicht sieht	11
EINLEITUNG	Ein angekündigter Nachruf	15
	1. Ein kosmischer Takt	28
	2. Zwecke und Mittel	48
	3. Kissinger lächelte	65
	4. Auf Nixons Art	91
	5. Anti-Kissinger	107
	6. Der Gegensatz der Einheit	125
	7. Geheimhaltung und Spektakel	148
	8. Unvorstellbar	174
	9. Ursache und Wirkung	193
	10. Vorwärts zum Golf	208
	11. Aus der Finsternis ins Licht	227
EPILOG	Kissingerismus ohne Kissinger	245
	Dank	257
	Anmerkungen	263
	Personenregister	293

Wer das Monster nicht sieht

Thomas Schelling, ein Harvard-Ökonom und späterer Nobelpreisträger, fragte Henry Kissinger einmal, was beängstigender sei: das Monster zu sehen oder das Monster nicht zu sehen?

Es war Anfang Mai 1970, nur wenige Tage, nachdem Richard Nixon der Nation im Fernsehen von der Entsendung amerikanischer Bodentruppen nach Kambodscha berichtet hatte. Die Operation sei notwendig, so Nixon, um die Rückzugsgebiete des Feindes entlang der vietnamesischen Grenze zu räumen. Seine Rede machte jedoch auch deutlich, dass etwas sehr viel Weitreichenderes als militärstrategisches Vorgehen zu seiner Entscheidung geführt hatte, Bodentruppen in ein neutrales Land zu entsenden. «Wir leben in einem Zeitalter der Anarchie», so der Präsident. «Wir erleben sinnlose Anschläge auf all die großen Institutionen, die freie Zivilisationen in den letzten 500 Jahren geschaffen haben.» Wie Nixon zu verstehen gab, fand der Einmarsch in Kambodscha als Reaktion nicht nur auf eine Bedrohung von außen, sondern auch auf die Unruhen im Inland statt. «Nicht unsere Macht, sondern unser Wille und unser Charakter werden heute Nacht auf die Probe gestellt.» Seit Monaten hatten Nixon und Kissinger, sein Nationaler Sicherheitsberater, behauptet, einen Plan für den Rückzug der USA aus Vietnam zu haben. Jetzt plötzlich weiteten sie den Krieg auf ein neutrales Land aus. Vier Tage nach Nixons Rede eröffneten Nationalgardisten an der Kent State University das Feuer und töteten vier Studenten, die gegen die Invasion protestierten. Neun weitere wurden verletzt. Zwei Wochen später feuerte die Polizei am Jackson State College auf eine Gruppe protestierender afroamerikanischer Studierender; zwei starben, zwölf wurden verletzt.

Schelling trug eine gewisse intellektuelle Verantwortung für die Be-

teiligung der USA in Vietnam. Sein Verstand arbeitete wie ein Computer, und er nutzte ihn, um mathematische Formeln auf militärische Strategien anzuwenden. Ob man nun «die Russen abschrecke» oder «die eigenen Kinder abschrecke» – das Problem war seiner Ansicht nach dasselbe: Es ging um das richtige Verhältnis von Risiko und Anreiz. Lyndon B. Johnson und sein Verteidigungsminister Robert McNamara setzten Schellings Theorien 1:1 in die Praxis um und bombardierten Nordvietnam als eine Form der Verhaltensänderung. Schelling besaß außerdem weitreichenden Einfluss auf die Männer, die Amerikas Vietnam-Politik von Johnson und McNamara übernehmen sollten, insbesondere Henry Kissinger. Kissinger hatte in Harvard unterrichtet, bevor er unter Nixon ins Weiße Haus eingezogen war, und betrachtete Schelling als Freund. Er hatte sich die Erkenntnisse des Ökonomen zu eigen gemacht, insbesondere den Gedanken, dass «Verhandlungsstärke ... sich aus der Fähigkeit zu verletzen ergibt», «puren Schmerz und Schaden» zuzufügen – eine Haltung, die Kissinger in Südostasien zu operationalisieren versuchen sollte.¹

1970 hatte sich Schelling jedoch zum Kriegsgegner entwickelt, und der Einmarsch der USA in Kambodscha bewog ihn, zusammen mit elf weiteren prominenten Harvard-Professoren nach Washington zu reisen, um mit Kissinger zusammenzutreffen und die Einwände der Gruppe vorzubringen.² Sie waren nicht die übliche Gruppe von Intellektuellen, die gegen den Krieg waren. Im Laufe der Jahre hat man die Männer, die problemlos zwischen Washington und Cambridge, zwischen Seminarraum und War Room pendelten, mit verschiedenen Etiketten belegt: das Eastern Establishment (Ostküsten-Establishment), the best and the brightest (die klügsten Köpfe), die Machelite. Genau das waren sie. Zur Harvard-Delegation zählten zwei Nobelpreisträger, ein zukünftiger Nobelpreisträger (Schelling), Physiker, Chemiker, Ökonomen und Politikwissenschaftler. Viele von ihnen waren schon unter Harry Truman oder späteren Präsidenten Berater gewesen. Einige hatten an der Umsetzung von Strategien mitgewirkt, die zu einer frühzeitigen Beteiligung der USA in Vietnam geführt hatten.

Als Männer, die meinten, was sie sagten, nahmen sie ihren Bruch mit der Regierung ernst. «Das ist zu viel», erklärte einer von ihnen

einem Reporter mit Blick auf den Einmarsch. Andere zeigten sich angesichts der Verrohung des öffentlichen Diskurses infolge des Krieges besorgt. «‹Professoren› und ‹Liberale› – alles eins», qualifizierte Nixons stellvertretender Verteidigungsminister, David Packard, die Delegation ab. Ein Mitglied, Ernest May, ein Dekan in Harvard und Militärhistoriker mit engen Beziehungen zum Pentagon, erklärte Kissinger: «Sie reißen das Land innenpolitisch auseinander.»

Kissingers ehemaligen Kollegen war nicht klar, dass Nixon und Kissinger Kambodscha und Laos insgeheim bereits seit über einem Jahr bombardierten (und die Bombardierungen weitere drei Jahre fortsetzen sollten, bevor der Kongress ihnen ein Ende setzte). Sie wussten nur von dem Einmarsch, und der war schlimm genug. «Abscheulich», kommentierte Schelling. Heute besteht in den USA ein parteiübergreifender und im Allgemeinen nicht hinterfragter Konsens, dass Washington das Recht hat, militärische Gewalt gegen die «sicheren Zufluchtsorte» von Terroristen oder potenziellen Terroristen einzusetzen, selbst wenn sich diese Zufluchtsorte in souveränen Ländern befinden, mit denen die USA sich nicht im Krieg befinden. Dieses Denken war die Voraussetzung von George W. Bushs Einmarsch in Afghanistan 2002 und Barack Obamas Ausweitung der Drohnenangriffe auf Somalia, Pakistan und den Jemen sowie seine jüngsten Militäroperationen gegen Kämpfer des Islamischen Staates in Syrien und im Irak. 1970 war dieses Denken jedoch nicht weit verbreitet. Schellings Harvard-Delegation wies Kissingers Versuch zurück, die Invasion unter Verweis auf die notwendige Zerstörung kommunistischer «Rückzugsgebiete» zu rechtfertigen. Die Verletzung der Souveränität eines neutralen Landes könne, wie ein Reporter die Einwände der Gruppe zusammenfasste, «von sonst wem auf der Welt als Präzedenzfall für den Einmarsch in ein anderes Land genutzt werden, um es zum Beispiel von Terroristen zu befreien.» Selbst wenn die Invasion auf ihre Art erfolgreich war und feindliche Rückzugsgebiete zerstörte, so erklärte Schelling später einem Journalisten: «sie wäre dennoch nicht den Einmarsch in ein anderes Land wert gewesen.»

Das Treffen mit Kissinger fand im alten Situation Room im Keller des Weißen Hauses statt. Schelling stellte die Gruppe zunächst vor und legte ihre Absicht dar, doch Kissinger unterbrach ihn: «Ich weiß, wer Sie sind. ... Sie sind alle gute Freunde von der Universität Harvard.» «Nein», entgegnete Schelling. «Wir sind eine Gruppe von Menschen, die das Vertrauen in die Politikfähigkeit des Weißen Hauses in Sachen Außenpolitik komplett verloren haben, und wir sind gekommen, um Ihnen dies mitzuteilen. Als persönliche Berater stehen wir Ihnen nicht länger zur Verfügung.» Kissinger wurde, wie sich Schelling später erinnerte, «kreidebleich, er sackte in seinem Stuhl zusammen. Damals dachte ich, er leide an einer schweren Depression.» An einem Punkt fragte Kissinger, ob ihm jemand sagen könne, welche «Fehler» die Regierung gemacht habe. Daraufhin stellte Schelling ihm die Frage nach den Monstern. «Sie schauen aus dem Fenster und sehen ein Monster. Und Sie wenden sich an den Kerl neben sich am selben Fenster und sagen zu ihm: <Schauen Sie mal, da ist ein Monster.> Er blickt daraufhin nach draußen und kann nirgendwo ein Monster erkennen. Wie erklären Sie ihm, dass dort wirklich ein Monster ist?»

Schelling fuhr fort: «Aus unserer Sicht gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder der Präsident war sich nicht darüber im Klaren, dass er mit dem Einmarsch in Kambodscha ein souveränes Land verletzt hat, oder er war sich darüber im Klaren.»

«Wir wissen allerdings nicht, welche der beiden Möglichkeiten beängstigender ist», so Schelling.

Ein angekündigter Nachruf

Henry Kissinger sind viele schlimme Dinge zur Last gelegt worden. Und wenn er stirbt, werden seine Kritiker Gelegenheit haben, die Anklagepunkte wieder hervorzukramen. Christopher Hitchens, der dafür plädiert hat, den ehemaligen Außenminister als Kriegsverbrecher vor Gericht zu stellen, ist inzwischen selbst verstorben. Es gibt jedoch eine lange Liste an Belastungszeugen – Reporter, Historiker und Juristen –, die nur darauf warten, Hintergrundinformationen zu Kissingers Vorgehen in Kambodscha, Laos, Vietnam, Osttimor, Bangladesch, gegen die Kurden, in Chile, Argentinien, Uruguay, Zypern und anderen Ländern zu liefern.

Dutzende Bücher über den Mann sind im Laufe der Jahre erschienen, noch immer unübertroffen ist jedoch Seymour Hershs *The Price of Power* aus dem Jahr 1983. Hersh zeichnete das prägende Bild Kissingers als eines paranoiden Selbstdarstellers, der für sein berufliches Fortkommen zwischen Skrupellosigkeit und Kriecherei laviert, sein Schicksal verflucht und die B-52er fliegen lässt. Als uneitler, aus niederen Beweggründen handelnder Mensch ist Kissinger in Hershs Darstellung dennoch eine Shakespeare'sche Figur, weil sich die Kleingeistigkeit mit so gewaltigen Konsequenzen auf der weltpolitischen Bühne manifestiert.

Anklagen werden eher wohlwollende Sichtweisen gegenüberstehen. Kissinger hat viele Fans. Und wenn man erst einmal von seinen Kritikern und Bewunderern absieht, wird der Nachruf sich in Richtung derer bewegen, die auf Ausgewogenheit drängen. Die Fehltritte, so werden sie sagen, müsse man gegen die Errungenschaften abwägen: Entspannung im Umgang mit der Sowjetunion, die Öffnung des kommunistischen Chinas, das Aushandeln von Abrüstungsabkommen mit

Moskau und seine Pendeldiplomatie im Nahen Osten. Genau zu diesem Zeitpunkt werden die Folgen zahlreicher Maßnahmen Kissingers zu «Kontroversen» umdefiniert und als Ermessensfragen oder Ansichtssachen statt als Fakten ausgelegt werden. Unmittelbar nach George W. Bushs leichtsinniger Hybris und Barack Obamas reaktivem Pragmatismus sei Kissingers nüchternes staatsmännisches Handeln heute wichtiger denn je, wie eine Reihe von Kommentatoren in jüngster Zeit behauptet hat.

Es wird Experten, Kollegen und Bekannte geben, die sich in Erinnerungen an seinen trockenen Humor und seine Vorliebe für Intrigen, gutes Essen und Frauen mit hohen Wangenknochen ergehen werden. Man wird uns daran erinnern, dass er Beziehungen mit Jill St. John und Marlo Thomas hatte, mit Shirley MacLaine befreundet war und liebevoll Super K, Henry von Arabien und der Playboy des West Wing genannt wurde. Kissinger war brillant und rasch aufbrausend. Er war verletzlich, was ihn gehässig werden ließ, und seine Beziehung zu Richard Nixon war, wie ein Reporter es ausdrückte, «ausgesprochen merkwürdig». Sie waren die originären Freundfeinde, wobei Kissinger Nixon Schmeicheleien ins Gesicht sagte und hinter seinem Rücken über ihn lästerte. «Der Hohlkopf», nannte er seinen Chef, sobald der Hörer wieder auflag, ein «Besoffener».¹ «Nixonger» nannte Isaiah Berlin das Duo.

1923 in Fürth geboren, kam Kissinger im Alter von 15 Jahren nach Amerika, und Kurzbeschreibungen seiner Vita werden seine Fremdheit in den Vordergrund stellen. «Judenjunge» nannte ihn Nixon. Kissingers Weltanschauung, die den gängigen Darstellungen zufolge auf Stabilität setzt und der Durchsetzung nationaler Interessen den Vorrang vor abstrakten Idealen wie Demokratie und Menschenrechten gibt, stehe im Widerspruch zum amerikanischen Selbstbild als seit jeher gute, exzeptionelle und unverzichtbare Nation. «Sein Geist und sein Intellekt sollten europäisch bleiben», schreibt sein Biograf Walter Isaacson. Kissinger, so ein anderer Autor, besitze eine Weltanschauung, die ein «gebürtiger Amerikaner gar nicht haben konnte». Und sein bayerischer Akzent wurde mit zunehmendem Alter nur noch ausgeprägter.²

Wer Kissinger jedoch als Fremdling versteht, der mit den Akkorden des amerikanischen Exzeptionalismus nicht im Einklang stand, übersieht den entscheidenden Punkt. In Wirklichkeit war er der Inbegriff des Amerikaners, seine Geisteshaltung ein perfektes Produkt seines Ortes und seiner Zeit.

Als junger Mann machte sich Kissinger den amerikanischsten aller Dünkel zu eigen: das Sich-Selbst-Erfinden, die Vorstellung, dass das eigene Schicksal nicht durch die eigene Situation bestimmt ist und die Last der Geschichte der Freiheit Grenzen setzen könnte, sondern dass es innerhalb dieser Grenzen erheblichen Gestaltungsspielraum gibt. Diese Vorstellungen drückte Kissinger nicht in traditioneller amerikanischer Manier aus, wie es beispielsweise Dichter und Schriftsteller der Neuen Welt wie Walt Whitman und Herman Melville taten. «Die Vergangenheit ist tot und wird nicht wiederauferstehen», schrieb Melville, «doch die Zukunft ist mit einem solchen Leben ausgestattet, dass sie selbst in Antizipation vor uns lebt. ... Diejenigen, die nur von der Vergangenheit regiert werden, erstarren wie Lots Frau, als sie zurück schaut. ... Es ist die Aufgabe Amerikas, Präzedenzfälle zu schaffen, und nicht, ihnen zu gehorchen.» Kissinger neigte vielmehr dazu, seine Philosophie in der schwerfälligen Prosa deutscher Metaphysik auszudrücken. Die Gedanken waren freilich größtenteils dieselben: «Notwendigkeit», so schrieb er 1950, «beschreibt die Vergangenheit, doch die Zukunft wird von Freiheit regiert.»³

Dieser Satz stammt aus einer Abschlussarbeit, die Kissinger im letzten Jahr seines Bachelorstudiums an der Harvard-Universität einreichte, ein fast 400-seitiger Parforceritt durch die Werke verschiedener europäischer Philosophen.⁴ «Die Bedeutung der Geschichte», wie Kissinger seine Arbeit betitelte, ist dicht, melancholisch und häufig überspannt und lässt sich leicht als Produkt der Jugend abtun. Doch bis heute wiederholt Kissinger viele ihrer Prämissen und Thesen in unterschiedlicher Form. Als er nach Harvard kam, besaß er zudem bereits umfassende Realitäts-Erfahrung aus der Kriegszeit, über die in seiner Abschlussarbeit aufgeworfenen Fragen nachzudenken, so etwa

die Beziehung zwischen Information und Weisheit, Sein und Nichts und die Last der Vergangenheit für die Gegenwart.

Kissinger entfloh dem Holocaust, doch mindestens zwölf Familienmitglieder entkamen ihm nicht. 1943 zum Militär eingezogen, verbrachte er das letzte Kriegsjahr wieder in Deutschland und arbeitete sich im Geheimdienst der Armee nach oben. Als Militäradministrator im besetzten Krefeld mit seinen damals 200 000 Einwohnern bestand seine Aufgabe darin, Nazis ihrer Posten zu entheben. Er tat sich zudem als Agent des Geheimdienstes hervor und spürte Gestapo-Offiziere auf, nahm sie fest, befragte sie und gewann V-Leute. Für seine Tüchtigkeit und seinen Mut erhielt er den Bronze Star. Die Spannung zwischen Fakten und Wahrheit, die ein zentrales Thema seiner Abschlussarbeit war – und die sich, wie ein Beobachter anmerkte, wie ein «persönliches Statement» las –, war für Kissinger mit anderen Worten keine abstrakte Frage. Sie war existenziell, und Kissingers spätere Diplomatie war, wie einer seiner Harvard-Kommilitonen schreibt, quasi eine «Transplantation von der Welt des Denkens in die Welt der Macht».⁵

Kissingers Metaphysik, wie sie sich von seiner Abschlussarbeit bis zu seinem jüngsten, im Alter von 91 Jahren veröffentlichten Buch entwickelte, war zu gleichen Teilen von Schwermut und Frohsinn geprägt. Der Schwermut spiegelte sich in seiner Hinnahme, dass Erfahrung, dass das Leben selbst letztlich sinnlos ist und die Geschichte tragisch. «Leben ist Leiden, die Geburt trägt den Tod in sich», schrieb er 1950, «Vergänglichkeit ist das Schicksal des Daseins. ... Erfahrung ist immer einzigartig und einsam.»⁶ Was die «Geschichte» anging, so glaube er an ihr «tragisches Element»: «Die Generation, die Buchenwald und die sibirischen Arbeitslager erlebt hat, kann nicht mit dem gleichen Optimismus sprechen wie ihre Väter.» Der Frohsinn entsprang der Hinnahme dieser Sinnlosigkeit und der Erkenntnis, dass die eigenen Handlungen weder von historischer Notwendigkeit noch von einer höheren moralischen Instanz vorbestimmt sind. Es gab «Grenzen» dessen, was ein Einzelner tun konnte, «Notwendigkeiten», wie Kissinger sie nannte, da wir nun einmal in einer Welt zusammen mit anderen Wesen leben. Der Einzelne besitze jedoch Willen, Instinkt

und Intuition – Eigenschaften, die genutzt werden könnten, um die Arena der Freiheit auszuweiten.⁷

Es ist mühsam, sich durch Kissingers grüblerische Bachelorarbeit durchzuarbeiten. Dennoch lohnt es die Mühe, weil er sich dabei als weitaus interessanterer Denker erweist, als normalerweise von ihm gesagt wird. Kissinger wird unweigerlich als «Realist» bezeichnet – was stimmt, wenn man Realismus als pessimistische Sicht der menschlichen Natur und als die Überzeugung definiert, dass Macht erforderlich ist, um in anarchischen sozialen Verhältnissen Ordnung zu schaffen. Wenn Realismus jedoch als Weltanschauung verstanden wird, für die die Realität transparent ist und die davon ausgeht, dass man zur «Wahrheit» der Fakten durch die schlichte Beobachtung jener Fakten gelangen kann, dann war Kissinger eindeutig kein Realist. In seiner Abschlussarbeit gab er sich vielmehr als Vertreter dessen, was die Rechte heute als radikalen Relativismus anprangert: Es gibt keine absolute Wahrheit, so Kissinger, es gibt überhaupt keine Wahrheit außer der, die sich aus der alleinigen Perspektive des Einzelnen ableiten lässt. «Bedeutung bezeichnet die Emanation eines metaphysischen Kontextes», heißt es bei ihm. «Jeder Mensch schafft sich in gewisser Weise sein Weltbild.» Die Wahrheit, so Kissinger, finde sich nicht in Fakten, sondern in den Fragen, die wir zu diesen Fakten stellen. Die Bedeutung der Geschichte «wohnt der Art unserer Fragen inne».⁸

Diese Art von Subjektivismus lag in den Nachkriegsjahren in der Luft, und Kissinger klingt in seiner Abschlussarbeit sehr nach Jean-Paul Sartre, dessen einflussreiche Vorlesung zum Existenzialismus 1947 auf Englisch erschienen war und in Kissingers Bibliografie aufgeführt ist. Sartre selbst sollte bald wie Kissinger den Begriff der «dialektischen Einheit von Freiheit und Notwendigkeit» verwenden. Und wenn Kissinger insistiert, dass der Einzelne die «Wahl» habe, verantwortungsvoll gegenüber anderen zu handeln, klingt er voll und ganz nach Sartre: Da die Moral nichts ist, was von außen auferlegt wird, sondern von innen heraus kommt, ist jeder Einzelne «für die Welt verantwortlich». Kissinger sollte jedoch einen gänzlich anderen Weg als Sartre und andere andersdenkende Intellektuelle einschlagen, und gerade das macht seinen Existenzialismus so außergewöhnlich: Er

nutzte ihn nicht, um gegen den Krieg zu protestieren, sondern um ihn zu rechtfertigen.

Kissinger war unter den Politik-Intellektuellen der Nachkriegszeit nicht der einzige, der die «Tragödie» menschlicher Existenz und die Überzeugung beschwor, dass das Leben Leiden sei, dass man bestenfalls darauf hoffen könne, eine Welt der Ordnung und Regeln zu schaffen. George Kennan, ein Konservativer, und Arthur Schlesinger, ein Liberaler, vertraten beide die Ansicht, die «dunklen und verschlungenen Aspekte» der menschlichen Natur, wie Schlesinger es ausdrückte, rechtfertigten ein starkes Militär.⁹ Recht und Ordnung müssten aufrechterhalten werden. Letztlich jedoch standen beide Männer amerikanischer Macht zum Teil extrem kritisch gegenüber (wie viele andere, die wie Reinhold Niebuhr und Hans Morgenthau ihr tragisches Weltverständnis teilten). 1957 plädierte Kennan für einen «Rückzug» aus dem Kalten Krieg, 1982 bezeichnete er die Reagan-Regierung als «ignorant, unintelligent, selbstzufrieden und arrogant».¹⁰ Angesichts der Geschehnisse in Vietnam befürwortete Schlesinger eine stärkere Legislative, um dem Einhalt zu gebieten, was er 1973 als «imperiale Präsidentschaft» bezeichnen sollte.

Nicht so Kissinger. An jedem Wendepunkt der amerikanischen Nachkriegsgeschichte, in Krisensituationen, in denen Menschen guten Willens Zweifel an der amerikanischen Macht äußerten, schlug Kissinger die umgekehrte Richtung ein. Er versöhnte sich mit Nixon, den er zunächst für verrückt gehalten hatte; dann mit Ronald Reagan, den er anfangs für hohlköpfig hielt; und dann mit George W. Bushs Necons, auch wenn sie alle durch Attacken auf Kissinger an die Macht kamen. Gestärkt durch seine ungewöhnliche Mischung aus Schwermut und Frohsinn, geriet Kissinger nie ins Wanken. Der Schwermut führte dazu, dass er als Konservativer Ordnung über Gerechtigkeit stellte. Der Frohsinn ließ ihn zu der Überzeugung gelangen, er könne kraft seines Willens und seines Intellekts dem Tragischen zuvorkommen und, sei es auch nur für einen flüchtigen Moment, Freiheit einfordern. «Staatsmänner, die letzte Größe erreicht haben, taten das nicht dank Resignation, auch wenn sie noch so gut begründet gewesen wäre», schrieb Kissinger in seiner Doktorarbeit 1954. «Ihnen war es gegeben,

nicht nur die Perfektion der Ordnung zu erhalten, sondern auch die Stärke zu haben, das Chaos zu überdenken, um aus ihm Teile für neue Schöpfungen zu finden.»¹¹

Kissingers Existenzialismus legte das Fundament für die Art und Weise, wie er seine späteren Strategien verteidigen sollte. Wenn die Geschichte bereits Tragödie ist, die Geburt Tod und das Leben Leiden, dann geht die Absolution mit einem der Welt überdrüssigen Schulterzucken einher. Es gibt kaum etwas, das der Einzelne tun kann, um die Dinge schlimmer zu machen, als sie schon sind.

Bevor Kissingers Relativismus jedoch ein Instrument der Selbstrechtfertigung war, war er ein Mittel der Selbsterfindung und damit des persönlichen Aufstiegs. Kissinger, der nach eigenem Bekunden an nichts glaubte, war geschickt darin, es jedem recht zu machen, vor allem Menschen höheren Rangs. «Ich werde Ihnen nicht sagen, was ich bin», erklärte er in einem berühmten Interview mit Oriana Fallaci. «Das werde ich nie irgend jemandem sagen.»¹² Gerüchten zufolge hatte er eine Abneigung gegen das Chaos moderner Interessengruppenpolitik und glaubte, er hätte seine Talente besser verwirklichen können, wenn sie sich ungehindert von der Aufsicht der Massendemokratie hätten entfalten können. In Wirklichkeit verdankte es Kissinger freilich nur der Massendemokratie mit ihren fast grenzenlosen Möglichkeiten der Neuerfindung, dass er die Gipfel überhaupt erklimmen konnte.

Als Produkt einer neuen Nachkriegs-Meritokratie lernte Kissinger rasch, wie man sich die Medien zunutze machte, Journalisten manipulierte, die Eliten pflegte und die öffentliche Meinung zu seinem Vorteil ausnutzte. Innerhalb bemerkenswert kurzer Zeit und in atemberaubend jungen Jahren (er war 45, als Nixon ihn 1968 zum Nationalen Sicherheitsberater machte) hatte er den etablierten «Ostküsten-Männern» den nationalen Sicherheitsapparat aus den Händen gerissen. Die nichtjüdischen WASPs mit ihren nach innen gerichteten Egos wie Nixons erster Verteidigungsminister William Rogers, den Kissinger schließlich aus dem Amt drängte, hatten keine Ahnung, womit sie zu tun hatten. Was seine Kollegen verblüfft habe, schrieb David Hal-

berstam einmal, sei «nicht die Unehrllichkeit und Skrupellosigkeit (gewesen), sondern die Tatsache, dass die zur Debatte stehenden Punkte häufig unfassbar belanglos waren».¹³

Dieses Buch richtet sein Augenmerk jedoch nicht auf Kissingers herausragende Persönlichkeit, sondern vielmehr auf seine herausragende Rolle bei der Schaffung der Welt, in der wir heute leben. Diese Welt sieht endlosen Krieg als selbstverständlich an. Seit Ende des Zweiten Weltkriegs und Beginn des Kalten Krieges hat es viele Versionen des nationalen Sicherheitsstaates gegeben, ein quasi-verdecktes Kriegsführungs-Establishment, das der Politikwissenschaftler Michael Glennon unlängst als «doppelte Regierung» beschrieben hat.¹⁴ Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre kam es jedoch zu einem Wendepunkt in der Entwicklung dieses Staates, als Henry Kissingers Politik, insbesondere sein vierjähriger Krieg in Kambodscha, den Zerfall dieses Staates beschleunigte und seine traditionellen Grundfesten – Planung durch eine Elite, parteiübergreifender Konsens und öffentliche Unterstützung – untergrub. Doch noch während des Zusammenbruches des alten nationalen Sicherheitsstaates voranschritt, trug Kissinger zu seiner Rekonstruktion in neuer Gestalt bei, einer wiederhergestellten imperialen Präsidentschaft (auf der Grundlage von immer spektakulärerem Demonstrationen der Gewalt, stärkerer Geheimhaltung und einer zunehmenden Instrumentalisierung von Krieg und Militarismus, um kritische Stimmen und eine Polarisierung im Inland zum politischen Vorteil auszunutzen), die imstande war, in eine Post-Vietnam-Welt einzutreten.

Amerikas gescheiterter Krieg in Südostasien zerstörte die Fähigkeit der Öffentlichkeit, über die Auswirkungen von Washingtons Vorgehen in der Welt hinwegzusehen. Der Schleier wurde gelüftet, und überall kam, wie es schien, die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung in den Blick – in der Berichterstattung von Hersh und anderen investigativen Journalisten über amerikanische Kriegsverbrechen, in der Forschung einer neuen kritischen Generation an Historikern, im Werk von Dokumentarfilmern wie Emile de Antonio (*In the Year of the Pig*) und Peter Davis (*Hearts and Minds*), unter abtrünnigen ehemaligen wahren Gläubigen wie Daniel Ellsberg und in der forensischen Logik

von dissidenten Intellektuellen wie Noam Chomsky. Schlimmer noch begann der Eindruck, die Vereinigten Staaten seien die Quelle von ebenso viel Bösem wie Gutem auf der Welt, auf die Populärkultur überzugreifen, auf Romane, Filme und sogar Comics, wo er die Gestalt eines allgemeinen, wenn auch nicht immer politischen, Skeptizismus und Antimilitarismus annahm – eine «kritische Grundhaltung», wie ein Autor es beschrieb, die «zu einer kulturellen Überzeugung geworden ist, als völlig selbstverständlich erachtet wird und heute Teil der vorherrschenden Meinung ist».¹⁵

Kissinger half dem nationalen Sicherheitsstaat in vielerlei Weise, sich an das anzupassen, was die erste Generation der Neokonservativen 1970 als eine tief verwurzelte, dauerhafte «widerständige Kultur» bezeichnete.¹⁶ Entscheidend war jedoch die Wiederherstellung eines Dementi-Mechanismus, einer Art und Weise, die Flut an Informationen zu neutralisieren, die der Öffentlichkeit im Hinblick auf das Vorgehen der USA in der Welt und die häufig unglücklichen Ergebnisse dieses Vorgehens zur Verfügung standen. Das, was man als Kissingers imperialen Existenzialismus bezeichnen könnte, trug dazu bei, den Schleier einmal mehr fallen zu lassen und viele über das Monster draußen hinwegzutäuschen. Reporter und Akademiker mochten obsessiv Fakten ans Licht bringen, die bewiesen, dass die USA diese demokratische Regierung stürzten oder jenes repressive Regime finanzierten – Kissinger jedoch bestand beharrlich darauf, dass die Vergangenheit das Spektrum an künftigen Optionen des Landes nicht einschränken solle.

Dabei lieferte er einer neuen Generation von Politikern eine Vorlage, das Vorgehen von morgen zu rechtfertigen und zugleich über die Katastrophe von gestern hinwegzusehen. Die Gegenwart könne von der Vergangenheit lernen, erklärte er, nicht jedoch durch eine obsessive Rekonstruktion von «Ursache und Wirkung». «Kausales» Denken tat Kissinger als eine falsche oder minderwertige und deterministische Form des Verstehens ab. Die Geschichte lehre uns vielmehr «durch Analogien». Und jede Generation habe die «Freiheit» zu «entscheiden, was – wenn überhaupt – eine Analogie ist».¹⁷ Wenn einem mit anderen Worten die Lektion nicht behagt, die man aus Richard

Nixon und Vietnam ziehen kann, keine Sorge. Es gibt ja immer noch Neville Chamberlain und das Münchner Abkommen.

Amerikas Selbstbild als Ausnahmenation gründet sich auf eine ähnlich doppeldeutige Beziehung zur Geschichte. Zum einen bestätigt es die Geschichte, da Amerikas beispielloser historischer Erfolg den Exzeptionalismus rechtfertigt. Zum anderen leugnet es jedoch auch die Geschichte oder vielmehr ein Verständnis von Vergangenheit als Abfolge kausaler Beziehungen. Das heißt, der Rückschlag einer Aktion – die Bewaffnung anti-sowjetischer Dschihadisten in Afghanistan etwa oder die Lieferung von Saringas, das Saddam Hussein gegen den Iran einsetzte – wird von seiner Quelle abgekoppelt und mit einer neuen Ursprungsgeschichte versehen, und Schuld ist das allgemeine Chaos jenseits unserer Grenzen.

Diese Art, sich aus der Verantwortung zu stehlen, zeigt sich in jüngster Zeit in vollem Umfang, da die Politiker, die uns 2003 in den Irak hineinritten, uns erklären, die damaligen Entscheidungen, die den Aufstieg der Kämpfer des Islamischen Staates förderten, sollten Amerika nicht daran hindern, künftig entschlossen zu handeln und die Kämpfer des Islamischen Staates zu vernichten. «Wenn wir unsere Zeit damit verbringen, über die Geschehnisse von vor elf oder zwölf Jahren zu diskutieren», so der ehemalige Vizepräsident Dick Cheney heute, «übersehen wir die wachsende Bedrohung, vor der wir stehen.»¹⁸ Die Vereinigten Staaten müssten tun, «was nötig ist, solange es nötig ist».

Kissinger perfektionierte diese Art von Ausflüchten. Er war ein Meister darin, zu beteuern, die Politik der Vereinigten Staaten und die Gewalt und Unordnung der Welt hätten rein gar nichts miteinander zu tun, insbesondere was die Rechenschaft für die Folgen seines eigenen Vorgehens anging. Kambodscha? «Es war Hanoi», schreibt Kissinger und verweist auf die Nordvietnamesen, um seine vier Jahre dauernden Luftangriffe auf das neutrale Land zu rechtfertigen. Chile? Die Demokratie in Chile, so Kissinger in Verteidigung seines Putschversuchs gegen Salvador Allende, «ist nicht durch uns, sondern durch den verfassungsmäßig gewählten Präsidenten <destabilisiert> worden.» Die Kurden? «Eine Tragödie», sagt der Mann, der sie Saddam Hussein

vorsetzte in der Hoffnung, den Irak von den Sowjets abzuwenden. Osttimor? «Ich glaube, wir haben genug von Timor gehört.»¹⁹

In den Nachrufen, die bereits in der Schublade liegen und auf ihr Erscheinen warten, wird davon die Rede sein, wie die feindselige Haltung der Konservativen gegenüber Kissingers Politik – Entspannung mit Russland, Öffnung gegenüber China – dazu beitrug, Ronald Reagans erster wirklicher Kandidatur für das Präsidentenamt 1976 Vorschub zu leisten. Die Nachrufe werden ferner unterscheiden zwischen seiner angeblich nüchternen Machtpolitik und dem neokonservativen Idealismus, der uns in die Debakel von Afghanistan und dem Irak geführt hat. Wahrscheinlich werden sie jedoch übersehen, auf welche Weise Kissinger nicht nur als Kontrastfigur, sondern auch als Wegbereiter der Neuen Rechten diene. Im Laufe seiner Karriere hat er eine Reihe von Prämissen vorgelegt, die von neokonservativen Intellektuellen und politisch Verantwortlichen aufgegriffen und erweitert werden sollten: dass Ahnungen, Mutmaßungen, Wille und Intuition als Leitlinien der Politik genau so wichtig sind wie Fakten und verlässliche Geheimdienstinformationen, dass zu viel Wissen die Entschlossenheit schwächen kann, dass die Außenpolitik den Händen von Experten und Bürokraten entrissen und den Männern der Tat übergeben werden muss und dass das Prinzip der Selbstverteidigung (in seiner weit gefassten Form, in der es beinahe alles umfasst) das Ideal der Souveränität aufhebt. Kissinger spielte dabei seine Rolle, indem er das große Rad des amerikanischen Militarismus immer weiter am Laufen hielt.

Henry Kissinger ist natürlich nicht allein dafür verantwortlich, dass sich der nationale Sicherheitsstaat der Vereinigten Staaten in das Perpetuum mobile verwandelt hat, das er heute geworden ist. Jene Geschichte, die mit dem National Security Act 1947 begann und sich über den Kalten Krieg bis zum heutigen Krieg gegen den Terror zieht, besteht aus vielen verschiedenen Episoden und vielen verschiedenen Einzelpersonen. Kissingers Laufbahn zieht sich jedoch wie ein roter Faden durch die Jahrzehnte und wirft spektrales Licht auf den Weg, der uns dorthin gebracht hat, wo wir heute stehen, von den Dschun-

geln von Vietnam und Kambodscha an die Strände des Persischen Golfs.

Eins zumindest können wir aus Kissingers langem Leben lernen: dass die zwei prägenden Konzepte der amerikanischen Außenpolitik – Realismus und Idealismus – sich als Werte nicht notwendigerweise widersprechen, sondern sich vielmehr gegenseitig verstärken. Der Idealismus zieht uns in den gegenwärtigen Sumpf; der Realismus lässt uns dort stecken, auch wenn er uns verspricht, uns herauszuziehen, und dann kehrt der Idealismus aufs Neue zurück, um den Realismus nicht nur zu rechtfertigen, sondern ihn in der nächsten Runde auch zu besiegen. Und so geht es immer weiter.

2004 berichtete der Journalist Ron Suskind von einem Gespräch, das er mit einem Spitzenberater von George W. Bush geführt habe, hinter dem heute viele Karl Rove vermuten. Die Welt funktioniere nicht mehr nach dem Prinzip, wonach es reiche, die «erkennbare Realität» zu untersuchen, so Rove (oder wer es auch war): «Wir sind jetzt ein Imperium, und wenn wir agieren, schaffen wir unsere eigene Realität. Und während ihr noch diese Realität untersucht – so sorgfältig, wie es eure Art ist –, agieren wir schon wieder und schaffen andere neue Realitäten, die ihr ebenfalls untersuchen könnt, und so werden die Dinge sich klären. Wir sind die Akteure der Geschichte.»²⁰ Das Zitat machte weithin die Runde und wurde als die zu ihrem selbstgefälligen Abschluss gebrachte blinde Ideologie der Bush-Administration interpretiert – die Vorstellung, dass sich die Realität als solche dem Willen der Neocons beugen könne.

Kissinger sprach dies freilich schon vier Jahrzehnte früher aus. Angeregt durch John F. Kennedys energisches Auftreten gegenüber den Sowjets während der Kubakrise, drängte Kissinger, damals noch Professor in Harvard, außenpolitische Experten dazu, sich nicht den Zwängen der Realität zu unterwerfen, sondern einen ähnlichen Elan zu entwickeln. Ein «Experte», so schrieb er 1963, «respektiert ›Fakten‹ und betrachtet sie als etwas, an das man sich anpassen muss, das man vielleicht manipulieren kann, über das man sich jedoch nicht hinwegsetzen kann. ... In den kommenden Jahrzehnten wird der Westen sich höhere Ziele setzen müssen, die ein umfassenderes Realitätsverständ-

nis einschließen. ... Es gibt zwei Arten von Realisten: diejenigen, die die Fakten manipulieren, und diejenigen, die sie schaffen. Der Westen braucht nichts so sehr wie Männer, die imstande sind, ihre eigene Realität zu schaffen.»²¹

Nichts so sehr wie Henry Kissinger.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de